Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 10 (1927)
Heft: 13

Artikel: Augustin oder Sokrates?
Autor: Albin, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-407410

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

allem in die Schulfrage, einzumischen, haben wir keine Ursache, unseren Standpunkt aufzugeben, denn nur dann hat der Staat die Möglichkeit, sich wirklich frei zu halten von kirchlich-konfessionellen Einflüssen und Machtgelüsten, wenn er der Kirche gegenüber in demselben Verhältnisse steht, wie zu jedem anderen Verein, wie zu jeder anderen juristischen Persönlichkeit — und schliesslich sollen diejenigen, die lieber glauben als denken, die für die eigene persönlich-geistige Unzulänglichkeit ein jenseitiges Surrogat haben müssen, ihren »Sport« auch selber bezahlen.

Augustin oder Sokrates?

Marginalien zu einem Buch *)

Von A. Albin.

Zu dem Interessantesten, das menschlicher Geist und menschliches Gemüt erzeugt haben, gehört ohne Zweifel die Religion, gleichviel ob man sie Heidentum, Offenbarung oder Ketzerei benennen will. In sie webt der Mensch all die Heimlichkeiten hinein, die er sonst nur in den Tiefen seines Herzens verborgen hält; in ihr liegen beieinander Sein und Schein, Wünsche und Gelüste, Hoffnungen und Aengste, Charakter und Würdelosigkeit — liegt die Summe des menschlichen Ich, von der kein Quentchen fehlt, liegt seine Gesinnung. Sie enthüllt sich uns, wenn wir seinem Gottesbegriff nachspüren.

Bei tieferem Einblick in die Religionsgeschichte sowohl als auch in die Geschichte der Religionen fällt uns auf, dass die alten Religionen einen gewissen Aristokratismus innehatten, in dem Sinne, dass sie niemals bestrebt waren, sich rühmend anzubieten, anderen Bekennern sich aufzudrängen noch sie irgendwie mit »Seligkeit« zu versehen, oder wie das Glück heissen mochte, das sie zu vergeben hatten. Auch war keine von ihnen darauf versessen, als die alleinzige Glückspenderin angesehen und angepriesen zu werden. Keine erhob Anspruch auf das Weltbeglückungsmonopol, auf die Wundermacht des Alleinseligmachens. Nichts lag ihren Priestern und Bekennern ferner, als ihren Glauben unter »Ungläubige« zu tragen, sie zu bekehren. Der Grieche, der seine Götter verehrte, weil er in ihnen und sie alle in ihm lebten, war noch immer frei genug, auch für andere Götter und deren Verehrer Achtung aufbringen zu können, und er hätte es nur als Entwertung und Entwürdigung seiner Götter befunden, für sie Reklame zu machen, für sie zu werben oder sie mit anderen Gottheiten im Konkurrenzkampf begriffen zu wissen. Der Römer, der in punkto Religion sehr genau, ja sogar ängstlich war, sah darin kein Vergehen, wenn er sich neben seinen heimischen Göttern auch noch einen auswärtigen beilegte; im Gegenteil: er dünkte sich so nur noch mehr geschützt, und sein Gott nahm es gar nicht übel, rechnete es ihm nicht als Sünde an und vertrug sich mit dem auswärtigen Gesellschafter auf die friedlichste Art. Keine von diesen Religionen legte sich eine besondere Mission zu, weshalb auch keine an Bekehrungssucht krankte. Keine kündete laut oder leise, sie wäre erster und ihre Schwester zweiter Güte. Eine gönnte der anderen ihren guten Platz, ihren guten Glauben, ihre Gläubigen und die Seligkeit nach ihrer Fasson. Die Beweggründe all der Erscheinungen, die Geschichte machen, sind in heidnischer Zeit in der Religion nicht zu suchen. Das »Eintreten« für Gott und »Kämpfen« in Gottes Namen beginnt erst mit dem Augenblick, da Gott sich »geoffenbart« hatte. Mit der Offenbarung kommen Bekehrung und Bekehrungseifer zur Geltung, stellt sich die seltsame Erleuchtung ein, die es besser wissen will als du selbst, wessen deine Seele zu ihrem Glück und Heil bedarf, die es dir weismachen will, dass nur durch sie allein du erlöst werden könnest, wenn es dich auch nach keiner »Erlösung« dürstet. Aber sie weiss es besser. —

Das europäische Kultur- und Geistesleben fusst auf der Antike und dem Christentum. Es ist eine Mischung, keine Synthese. Denn eines ist in dem anderen niemals völlig aufgegangen, konnte nicht aufgehen. Diese zwei Geistesrichtungen sind Gegensätze, wie sie krasser nicht gedacht werden können. Sie verhalten sich zueinander wie Ja und Nein. Vom rein wissenschaftlichen, durch keinerlei Glauben oder Irrglauben verfärbten Standpunkt diesen Erscheinungen beizukommen, ist von mehreren versucht worden, um nur Feuerbach und Kautsky zu nennen. Diesen reiht sich nun Walter F. Otto an. Er stellt sich jenseits alles Glaubens und indem er von einem anderen Sehwinkel aus mit der Freude und Offenheit des Denkers an dieses Problem herantritt, eröffnen sich ihm und uns völlig neue Gesichtspunkte.

Man glaubte bislang, der Antike besondere Ehre anzutun, wenn man behauptete, sie wäre in vielen Punkten den Idealen des Christentums nahegekommen. Die Behauptung war Gemeinplatz worden nicht minder als jene, die Menschheit habe durch das Christentum viel gewonnen. Das alles wird gedankenlos, nahezu dogmatisch nachgesprochen. Otto geht den umgekehrten Weg. Er sagt, dass der christliche Geist die Werte der antiken Welt- und Lebensauffassung nur deshalb verworfen hätte, weil sie für ihn zu gross waren. Er fragt ferner, was die Menschheit durch das Christentum verloren habe. Das Christentum wurzelt in der Vergottung des menschlichen Selbst. Ihm zuliebe hat es die ganze Welt der Gestalten in Rauch und Schemen aufgelöst und Gott und Seele als deren zwei Pole hingestellt. Vor dem Heiligenschein des Christentums versinkt die Welt der Gestalt, zerrinnt die Wirklichkeit ins Wertlose und Nichtige. Der Christ schaut nach innen. Seele war indessen auch dem Griechen nicht fremd, aber bei ihm war sie zur Gestalt berufen. Er findet das Göttliche in der Gestalt, aussen. Seine Weltanschauung ist auf Natur und Geist gerichtet und aus dem Grunde bleibt er von dem dem christlichen Menschen innewohnenden und ihn zermarternden Zwiespalt verschont. Es ist indessen irrig, nur von jüdischer oder christlicher Religiosität zu sprechen und den Griechen eine solche abzuerkennen. Denn der Mangel an Verständnis und Neugierde für die Religiosität der Griechen unserseits berechtigt noch nicht zur Verneinung dieser ihrer Religiosität überhaupt. Die griechische Religiosität hatte etwas spezifisch Eigentümliches, Erdgebundenes, Lebensfrohes, und nur weil sie in ihren Aeusserungen von der jüdisch-christlichen abweicht, wähnt man sich im Recht, sie streichen zu dürfen. Es ist nur auf Eigendünkel zurückzuführen, auf ein Sichselbstbevorzugen, wenn man sich als den Begnadeten und den anderen als Verdammten hinstellt. Indessen sind nach Otto nicht Augustin und Dante, sondern Homer und Sokrates die eigentlich Begnadeten gewesen, »da die christlichen Vertreter durch dichtes Dunkel gegangen, einen langen bösen Weg, auf dem sich Dinge zugetragen haben müssen, die sich nie wieder gut machen lassen, auch durch keine Seligkeit«. Indem der Christ Eines: den Glauben an Gott gewonnen, hatte er ein Anderes, Grösseres: den Glauben an sich selbst verloren, was ihn sich und sein Daseinsrecht entwerten, sich für »schuldig« erkennen und nur noch auf die »Gnade« angewiesen sein liess. Wer sich schuldig erkennt, gibt seine Schlechtigkeit zu, hat letzten Endes kein gutes Gewissen. Der Grieche hatte eines, denn er hatte einen männlichen Rückhalt von Stolz in sich, eine natürliche Frömmigkeit, die in einer heiteren Gebundenheit an Welt und Wirklichkeit begründet war. Griechentum ist Wirklichkeitsreligion. Der Gottesglaube des Griechen ist die religiöse Interpretation der Wirklichkeit und als solche schliesst er jedes Zerfallensein mit dem Leben und sich selbst aus. Der Christ hingegen schwebt wie zwischen Abgründen — es ist doch schwer, ja unmöglich, von der Natur loszukommen, mag man sie auch hassen — und darf sich nicht einmal zutrauen, selbst im Guten aus freien Stücken, d. h. ohne Gottes Mittun und Mithelfen, vorwärtszukommen. Der Grieche hingegen erbittet von seiner Gottheit nur Glück; Weisheit aber und rechte Ge-

*) Der Geist der Antike und die christliche Welt. Von Walter F. Otto, Bonn, Verlag Friedrich Cohen, 1923.

dass sie beinahe 2000 Jahre später Rache für die Opfer nehmen muss, die sich aus eigenem, fanatischem Antrieb einer Lehre hingeopfert haben, die schliesslich ausartete und einer Organisation zum Deckmantel diente, die mit Evangelium und Heiligkeit nichts mehr zu tun hat?

Wäre der Fall von Guadalajara der Exzess einiger Fanatiker, dann würden wir darüber schweigen. Aber er ist ein vorbedachter Anschlag auf die mexikanische Regierung und auf das mexikanische Volk, und deshalb kann man nicht stillschweigend darüber hinweggehen. Die Auswüchse der religiösen Intoleranz müssen bekämpft werden — aber mit edleren und menschlich-würdigeren Mitteln als sie die Kirche anwendet. Eine derartig brutale, beispiellos dastehende Gewalttat, wie sie auf das Geheiss entmenschter Priester in Mexiko begangen worden ist, muss von allen anständig Denkenden mit tiefster Entrüstung zurückgewiesen und der allgemeinen Verachtung überliefert werden.

sinnung will er sich selbst verdanken. Die Vielgötterei hat die Seele des griechischen Menschen gar nicht verunstaltet, ihr das in natürlichem Sinn aufzufassende Göttliche gar nicht entzogen. Im Gegenteil: der homerische Mensch streift mit jedem Schritt, den er in seinem Dasein tut, an die Sphäre des Göttlichen. Jeden Genuss, jede Kraftäusserung, jeden grossen Gedanken, der in ihm erwacht, führt er auf einen Gott oder eine Göttin zurück. Das Göttliche liegt für ihn in dem Menschlichen. Mitten in dem Wirklichen sieht er sich von Grossem umgeben, ohne dass dabei Wunder geschehen. Seine Götter mühen sich auch um Wunder nicht; sie tun nicht mehr, als in der Erfahrungswelt wirklich geschieht. Sie sind ihm auch ohne Wunder gross genug, weil er sich selbst gross weiss, weil er sie in den Aufwallungen seiner Kraft, in seiner leidenschaftlichen Glut, im Blitz des Gedankens und Entschlusses erlebt. Ein quellendes Ja lebt in Allem und Jedem. So ist denn auch nach griechischer Weltauffassung Frömmigkeit nichts anderes, als Bejahung alles Lebenden und Wirklichen. Eine Weltauffassung, die den Stürmen der Jahrtausende standzuhalten vermocht und in der sich alle grossen Geister Geister bekennen, sobald sie, frei von Tradition und Dogma, ihre eigene Stimme erheben durften. Diese Weltauffassung und Religion hat dem Hellenen der Sänger gegeben, nicht der visionäre Prophet oder extatische Priester. Und das kam ihm umso leichter, als er gar nicht die Absicht hatte, zu belehren, zu dogmatisieren oder zu katechisieren. Den Gedichten Homers eignet eine natürliche Frömmigkeit, wie sie der Mensch, der freidenkende Mensch im Angesicht des Daseins und der Daseinsfülle im Bewusstsein des ihm innewohnenden menschlichen Stolzes empfindet. Im Christentum tritt an die Stelle der Erkenntnis und des mit ihr zusammenhängenden Stolzes die Angst. Sie hat von der menschlichen Seele Besitz genommen, den Geist eingeschnürt und das dem Altertum völlig fremde Gefühl des Selbsthasses geschaffen. Das führte eine Um- und Entwertung der Gefühle herbei. Das früher Geachtete stösst auf Verachtung, das früher Verachtete wird auf den Schild gehoben. Sklavisches wird als Herrliches gepriesen. Wusste der Hellene stets seine Würde zu wahren und zu bewahren — erlebte er doch die Gottheit im Hochgefühl des Daseins — so sucht der Christ seinen Gott im Abscheu vor sich selbst, gefällt sich in seiner Unwürdigkeit und rechnet es sich als Tugend an, diese Unwürdigkeit anzuerkennen, mit ihr zu liebäugeln, sie als preiswerte Ware laut zu Markte zu tragen. Ein würdevolles Verhältnis zur Gottheit kann sich da nicht mehr ergeben, es sei denn, dass man Zerknirschung, Zudringlichkeit und Preisgabe seiner selbst als vornehme Verkehrsformen zwischen Gott und Mensch ansehen will. Wie klein muss dieser Gott sein, wenn es ihm wohltut, nur von »elenden Würmern« und Schuldbeladenen angebetet zu werden? Aber dieser Gott konnte nur auf Kosten menschlicher und männlicher Würde gedeihen; ihm zuliebe ward die Wirklichkeit zum Schatten, die Welt leer, die Natur leblos. Dem seiner Würde entblössten Menschen bleibt nichts anderes übrig als dienender Gehorsam, weibliche Hingegebenheit und Durst nach »Seligkeit« und Jenseits. Dem Griechen war diese Sehnsucht fremd, er kannte keine Gier nach persönlicher Fortsetzung des Daseins. So erfüllt war das Leben. Das Totenreich war der Schatten des Lebens und der tote Achill wünscht sich, lieber ein Knecht auf der Oberwelt zu sein als der Schatten des berühmten Achill im Reich des Düstern. (Aber auch dem Gläubigen ist allem Glauben zum Trotz das Diesseits lieber als das Jenseits!)

Der Christ brüstet sich mit seiner Schuld, tut sich was darauf zugute, denn Stolz ist Sünde. Der mosaisch-christliche Gott liebt es, den Menschen nur klein und winzig und voller Demut vor ihm im Staube kriechen zu sehen. Sich selbst verachten, hassen, anspeien — heisst man Demut. Echte Demut verträgt sich sehr wohl mit Selbstachtung und Stolz. Die christliche Demut indessen entspringt aus masslosen Ansprüchen, ist geflissentliche Selbsterniedrigung, nicht der Selbsterniedrigung wegen. sondern mit dem Hintergedanken, »erhöht zu werden«. Wer sich selbst erniedrigt, will erhöht werden — so paraphrasiert Nietzsche den evangelischen Spruch. Und Spinoza trifft das Richtige, wenn er darauf bezugnehmend sagt, der sich selbst Erniedrigende stehe dem Hochmütigen am nächsten. Um der Grösse zu nahen, muss man aber selbst gross und stolz sein und ein heiteres Bewusstsein in sich tragen. Das kennt die »gläubige« Seele nicht. Daher die düstere Beklommenheit auf den Stirnen christlicher Autoritäten im Gegensatz zum heiteren Lichtschein auf denjenigen der Alten. Die Seligkeit des Lebendigen, erfüllten Lebens, wie sie dem Hellenen eignete, hat der Christ nicht, weil sein Leben arm und selbstmörderisch geworden ist. Er hat das Lachen verloren. Daher das Beklemmende der Kirchen. Aber auf den Tempeln der griechischen Götter lag der Sonnenschein der Heiterkeit. Der Grieche fand in seiner Religion Bestätigung, Ermutigung und Förderung seines ganzen Wesens. Welche Hemmung die Besten in der christlichen Welt erlitten, all die Geistbegabten, Ungenügsamen, Strebenden, Wahrheitsuchenden, lehrt manches Blatt der Historie.

Mit der »christlichen Liebe«, die so viel Aufhebens von sich macht, hat es sein eigenes Bewenden. Sie ist schon dadurch eine besondere — sagt Feuerbach — dass sie christliche ist, sich christliche nennt, da doch im Wesen der Liebe Universalität liegt. Solange die christliche Liebe die Christlichkeit nicht aufgibt, nicht die Liebe schlechtweg zum obersten Gesetze macht, so lange ist sie eine Liebe, die den Wahrheitssinn beleidigt. Die christliche Liebe entstammt der Schwäche und Haltlosigkeit der Seele im Gegensatz zur Güte. Gütig kann man aus Schwachheit nicht sein. Und Liebe ohne Güte ist eine leere Nuss. Kommt aber Güte in der christlichen Gesinnung zum Vorschein? Die Sprache der berühmten Zeugen, Lehrer und Vorkämpfer der christlichen Kirche — sagt Otto — ist ohne Frage die ungütigste, die jemals von Vertretern einer grossen Sache geführt worden ist. Sie gärt von offenem oder geheimem Hass gegen alles, was der Sehnsucht nach dem Heil der Seele nicht schmeichelt. Kreuzzüge, Inquisition, Scheiterhaufen beweisen zur Genüge, wie diese Liebe sich auswirkte. Dieser Hass und jene Liebe sind innig verwandt. Wo die Natur als Natur im Prinzip gehasst wird, dort kann es keine Liebe zum Menschen als Menschen geben. Besonders aber kommt dieser Hass in Schwung, wo er sich gegen das freie Denken richtet. Vulkanische Ausbrüche dieses Hasses gegen jeden freien Gedanken wimmeln in den Schriften der Männer, um deren Haupt der Heiligenschein glänzt. Vernunft, Weisheit und freies Denken sind der Offenbarung nicht willkommen. Umso willkommener aber das Törichte, das der Vernunft zuwiderlaufende Credo, quia absurdum. Ich glaube, weil es töricht ist. Die Vernunft wird ausgeschaltet. Was bleibt? Nichts als Selbsterniedrigung, Selbstzerstörung und Selbstanklage. Das sind die neuen Tugenden, die das Christentum hervorgebracht hat. Man muss sagen, dass sie weder dem neuen Gott noch dem neuen Menschen zur Ehre gereichen. Der neue Gott ist zum allmächtigen Herrn erhoben, »zu dem der neue Mensch nicht in aufrechter Haltung spricht (wie es der Grieche hat), sondern gebückt wie ein Knecht, der Prügel verdient hat«. Das Emporkommen des Christentums bedeutet den Untergang für die Vornehmheit menschlicher Gesinnung, bedeutet die Entehrung der Seele.

Sicherlich ist das Christentum nicht das Letzte, das der menschliche Geist zu sagen und zu vollbringen hat. Von Menschen geschaffen, ist es der Zeit und Endlichkeit unterworfen, wie alles, das vom Menschen herrührt. Der menschliche Geist blickt schon heute darüber hinaus. Erdgebunden wird er wieder die Erde in Besitz nehmen, sich am Kosmos entzücken und an dessen Wundern sich freuen und genug haben. Bedarf es eines grösseren Wunders als es die Natur ist und — der menschliche Geist?

Vermischtes.

Aberglaube. Die Kirche ist noch immer bemüht, Aberglaube zu verbreiten. Besonders wenn es gilt, neue Volksbildungsmittel beim Volke anzuschwärzen, erklärt sie jene gerne als Teufelszeug. Man wird nicht fehlgehen, wenn die Meinung polnischer Bauern, auch der Radio sei ein Satanswerk, auf pfäffischen Einfluss zurückführt. (Hierzulande ist man auf kirchlicher Seite klüger und nützt dieses allgemeinste sprachliche Verkehrsmittel zu kirchlichen Zwecken aus.) In Polen aber ging die Erbitterung gegen den Radio so weit, dass eine Anzahl Bauern einen Lehrer erschlugen, der sich einen Empfänger angeschafft hatte, weil sie des Glaubens waren, dieser sei an den starken, die Ernte bedrohenden Regenfällen schuld.

Gott, der Gerechte. Die »Breslauer Zeitung« findet, das Mitgefühl Deutschlands für die von den Mississippi-Ueberschwemmungen Heimgesuchten könne nicht gar gross sein und erkennt in dem namenlosen Elend, das über weite Länderstrecken gekommen ist, eine Strafe des gerechten Gottes dafür, dass Amerika sich im »masslosen Uebermut in Verblendung und barbarischer Kriegsgier in den Weltkrieg eingemischt«, statt dass es sich um »die Eindeichung des Mississippi mit seinen 245 Nebenflüssen bekümmert hat«.